

(Nachdruck verboten.)

33)

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Solzamer.

Mit dem Maskenfeste bei Kommerzienrat Ebner fing die Saison an, und Philipps Jugend ließ sich nicht allzuschwer zu ihren Festen verführen. Gesellschaften, Hausbälle, Festessen — Reichtum überall und der Aufwand der angesehenen Familien, die es ihrer dominierenden, gesellschaftlichen Stellung in der Stadt und ihrer gefüllten Kasse schuldig waren, sich ins Zeug zu werfen. Anfangs sah Philipp hinter allem Schallheit; aber bald blickte er nicht mehr tiefer. Es lag ein schmeichelnder Reiz für ihn darin, hier verkehren zu dürfen. Die „ersten Kreise“ — es hatte fast etwas Betäubendes für ihn. Daheim die reichen Bayern sahen immer noch auf ihn herab. Hier tat man's nicht. Hier war er Zugehöriger, Gleichberechtigter. Ein heimliches Stolzsein, eine bewußte Eitelkeit. Und sein Selbstgefühl wurde bestärkt.

„Wie gefällt es Ihnen?“ fragte Professor Winter.

„Nun, so —“

„Na, na — mehr als nur „so“. Man amüsiert sich, man unterhält sich und erholt sich. Ich habe das immer als Erholungen angesehen. Es kostet einen keine Anstrengungen. Es plätschert alles so hin, spielend wie Zimmerfontänen.“

„Es ist nicht gerade ohne Anstrengung,“ wehrte Philipp. „Ach was, seien Sie klug. Ein bißchen körperliche Müdigkeit. Sie tanzen ein bißchen viel, und ein bißchen wild. Das hat nichts zu sagen. Das zwingt einen dann zur Ruhe, und dann ergeht man sich leichter und behaglicher in seinen Gedanken. Ganz gut, ganz gut. Kosten Sie's nur tüchtig aus, und schlagen Sie Kapital daraus. Es gehört zum Jungsein. Uebrigens — die ganze Damenwelt liegt Ihnen zu Füßen. Sie werden ja feiert wie ein Pascha. Spielen Sie ruhig ein bißchen Pascha. Es sind so nette Triumphe. Man erinnert sich ihrer gerne. Und das ist das Uebelste nicht. Haben Sie's noch nicht selbst gemerkt?“

Philipp verneinte.

„Nensch, sind Sie blind? Fräulein Luise Ebner, die Kommerzienratstochter, schlägt immer ordentlich die Augen auf, wenn Sie sich nur sehen lassen. Und wenn Sie den Mund zum Reden aufstun! Und wenn Sie erst tanzen mit ihr — na. Sehn Sie mir, das wissen Sie selbst.“

Aber Philipp wußte es nicht.

Da es ihm nun gesagt war, fiel es ihm sogar auf die Seele. Er dachte gleich heim. Er dachte an Emilie, der es gewiß nie eingefallen wäre, die Augen wegen ihm aufzuschlagen. Ja, wenn er auch aus der Eulenmühle gewesen wäre. Aber er war aus der kleinen Gasse, in der die Ziegelhütte stand, darin seine Mutter arbeitete.

Und nun die Kommerzienratstochter. Eines der reichsten Mädchen in der Stadt — die sollte?

Ja, es war ihm, als könne er sich erinnern — aber nein. Ja doch — sie hatte ihm die Hand gedrückt, als er sie neulich aus dem Kasinoball nach Hause begleitet hatte. Mehr als notwendig war. Herzlich jedenfalls. Hatte sie? Vielleicht bildete er sich's nur ein. Und bei der Damentour hatte sie ihn zuerst engagiert. Das war unbedingt sicher. Als sie ihm neulich begegnet war auf der Waldstraße, hatte sie ihn aufgefordert, sie zu begleiten. Und das war doch viel. Es war ihm ordentlich genierlich gewesen. Das Gerede war so rasch bei der Hand. Und die Leute redeten einen einfach mit jemand zusammen, da war nachher nicht mehr zu entweichen. „Nicht die erste Tour“, hatte sie während des Spaziergangs gebeten. Jetzt fiel ihm das erst auf. Nicht die erste Tour auf dem nächsten Kasinoball, der alle vier Wochen stattfand. Es war doch verräterisch. Und was für ein Kostüm er zu Hofrat Krügers Maskenfest wählen werde? Er wußte nicht.

„Wir können Sie es doch sagen!“

Das hatte sie bestimmt gesagt. Aber das war so Jungmädchenart. Sie war noch jung. Naun zwanzig. Noch halb Badisch. Aber nein, sie war doch kein Badisch mehr. Sie war richtig erwachsen.

Und „Mephisto“ hatten sie zusammen ausgemacht. Nüchtern ausgemacht. Sie würde sich als Gretchen kostümieren.

Da hatte er über ihre Haare gesehen.

„Aber Sie sind nicht blond!“

„Stört das sehr?“

„O ja, Gretchen muß blond sein.“

„Nun, was glauben Sie denn, was mir gut stehen wird?“

Er hatte geschmunzelt. Dann hatte er sich besonnen und sehr wichtig getan.

„Schwarzes Haar, dunkle Augen, große Gestalt. Wissen Sie was — wenn ich Satanela vorschlagen würde.“

Das wollte sie doch nicht wagen.

„So kommen Sie als Königin der Nacht.“

Sie lächelte.

Er hatte nicht verstanden, warum sie gelächelt hatte. Dann hatte sie gesagt:

„Gut, Herr Kaiser, ich komme als Königin der Nacht. Sie als Mephisto. Ich freue mich.“

Dann hatten sie sich verabschiedet.

Nun war's ihm eigen und fast unbehaglich zumute. Würde sie als Königin der Nacht kommen? Und sollte er dabei bleiben, das Mephistokostüm zu tragen?

Der Professor hatte ihn gewiß nur aufgezogen. Und nun sah er alles mit anderen Augen an. Nein, er hatte gar keinen Grund, das verabredete Kostüm nicht zu tragen. Er war nur neugierig, ob sie auch bei der Abmachung bliebe. Wahrhaftig, er war unruhig. Es ging ihm den ganzen Tag nicht mehr aus dem Kopfe. Das dumme Maskenfest bei Hofrat Krüger.

Er beugte sich tiefer über seine Schriften, und die Feder durfte nicht mehr rasten.

9.

Die Winteraison ist um, und die Leute haben etwas zu reden. Philipps Wirtin fragte schon ein paar Mal: „Bis wann darf man denn gratulieren, Herr Doktor?“ Gott, er weiß gar nicht recht. Die Leute sind doch gar zu dumm und voreilig. „Eine gute Partie. Der alte Ebner kann seiner Tochter mindestens dreißigtausend bar mitgeben,“ sagte die Wirtin ein andermal. Heiraten! es kommt Philipp fast lächerlich vor. Das ist gleich ein ganzer Korb voll Worte in einem Wort. Die fallen über einen her wie aus einem Sack, der aufgegangen. In der Eulenmühle ist es ihm einmal in der Scheune passiert: er hatte oben im Gebälk hineingegriffen und ein Spreusack war aufgegangen und die ganze Spreu über ihn. Ueber und über. So war's mit dem Wort heiraten. Die Wirtin hatte in allem Anzüglichkeiten. Sie hatte ein Schneeglöckchensträußchen auf den Tisch gestellt. „Für Luise!“ Herrgott, man sollte ihn in Ruhe lassen.

Allerdings, es war ja etwas angebändelt. Aber harmlos. Wintervergnügen. Nun ja, und nun sah man sich öfter und war öfter eingeladen. Sie wußte genau seine Stunden, wenn er von Professor Winter wegging, — und wußte auch genau seinen Vorlesungsplan. Sie begegneten sich öfter.

Der erste Assistenzarzt der chirurgischen Klinik nahm ihn nach einem Frühschoppen einmal auf die Seite:

„Lassen Sie sich raten, Herr Kollege“ — der Wein war ihm bestimmt zu Kopfe gestiegen — „das lange Sängen und Hinhalten hat keinen Sinn. Schaffen Sie sich klare Verhältnisse. Das ist das Gescheiteste. Dann geht man ruhiger seinen Weg. Und dann hinter's Examen. Und dann in die Praxis. Ein Arzt muß verheiratet sein. Oder er muß wo hinkommen, wo er das „Gerich“ wieder haben kann. An jedem Finger zehne“ — er schnalzte mit der Zunge — „das hilft auch zur Praxis. Aber Verheiratetsein, das gibt Vertrauen.“

„Ja aber —“ wollte Philipp einwenden.

„Nichts aber, Herr Kollege, wir sind keine Wickelkinder mehr. Neben Sie Säuglingen Ihr Aber ein. Lassen Sie sich raten. Und nichts für ungut. Es kommt Ihnen was!“

Er ging an seinen Platz und trank Philipp zu.

Dem Philipp ging so alles mögliche wirr durch den Kopf. Er dachte an alle möglichen Menschen, die durch sein Leben gegangen waren, und fragte sie in Gedanken um Rat. Da war der alte Krafft. Nun, der ging unberührt vorbei. Der Spengler Schlüssel. Das war etwas anderes, der sah da und guckte seine Frettchen an. Und lächelte so sonderbar. Es war auch bei ihm nichts zu holen. Der kleine Herz. Herrgott ja, der kleine Herz. Der riß seine Augen deutlich auf und redete sich in die Höhe und sagte ernst: „Philipp, du

bist auf dem besten Wege, eine Dummheit zu machen. Mach sie! Auch Dummheiten können zu etwas gut sein.“ Und die Mutter, die Mutter sagte nur: „Philipp, du bist ein armer Bub. Und arm und reich tut selten gut.“ Aber vielleicht, wenn er die Mutter wirklich fragen würde, würde sie gar nicht so sagen. Vielleicht würde sie sich freuen und sehr glücklich sein.

Er hielt sich ein wenig abseits und machte sich auch für Quise ein wenig rar. Aber nun quälte es ihn, wie sie das aufnehmen würde. Es war, sagte er sich, die pure Neugierde, was ihn quälte. Es ging beständig mit ihm herum.

Die Wirtin sagte einmal: „Herr Doktor, um dies Nest ist schon mancher geschlichen. Aber der Alte ist nicht ohne. Er sitzt fest auf seinem Geldsack.“

Und sie erzählte eine lange Geschichte, wie er früher auch einmal nichts gehabt habe und wie er mit seinen Kindern jetzt gar zu hoch hinaus wollte. Aber schon gleich mit der ältesten Tochter sei er hereingefallen. Sie habe einen Parfümfabrikanten geheiratet. Große Stangen, immer seinen Gestank, aber nichts dahinter. Nun sitze sie in Amerika, und wenn man auch nichts Gewisses wisse, man könne sich's schon denken, wie's da wäre. Vielleicht puke er nun Stiefel und rieche nach Stiefelschmiere. Und der Sohn — der habe auch schon einen gehörigen Wasen verpulvert. Der alte Ebner sei ein Esel, sie sei gleichaltrig mit ihm. Aber Geschäfte machen, das verstehe er. Man brauche ja nicht immer dahinter zu gucken, wie er zu seinem Gelde gekommen sei — er hab's nun doch. Drauf sitzen tut er, wie eine Glucke auf dem Nest.

Das reizte Philipp und stieß ihn ab.

Ein altes Semester mit einem Duzend Renommierschmissen packte ihn einmal auf der Straße an und sagte: „Nichts für ungut, aber Mann, ich muß sagen, Sie haben Kurage. Wenn der alte Geiztragen Sie hinauswirft, ich biete Ihnen meine Dienste an. Neh, äh, äh, da schau einer an. Stille Wasser gründen tief. Schon immer wahr gewesen, was Sprichwort sagt. Schoppen stechen? Na, Sie sind ja nun fein heraus. Da braucht's Ihnen nicht auf eine Runde anzukommen.“

Und er hatte ihn richtig auf die Kniepe geschleppt.

Die jungen Damen waren am schlimmsten. Sie stichelten beständig. Kein Wort, das nicht eine Bezüglichkeit hatte. Und da Philipp immer auszuweichen suchte und sich auch von der Familie Ebner ein wenig mehr zurückhielt, so kam er in den Ruf eines Schwerenöters und war von der jungen Damenwelt viel umworben. Kam es dann bei einer Gelegenheit wieder zu einem Tänzchen, so schmolte Quise oder ward ausfällig gegen ihn. Dann gab er sich alle Mühe, sie zu versöhnen und gut zu stimmen. Und das gab jedesmal ein Schritchen zur Annäherung, ohne daß er es merkte.

Professor Winter hatte nur einmal gefragt: „Nun, es bekommt Ihnen gut, so ein bißchen Flirten, wie? Der Appetit kommt mit dem Essen. Ja, ja, ganz gut, wenn man sich in Distanz zu halten weiß.“

Darauf war Philipp rot geworden wie eine Konfirmandin. Lange hatte Professor Winter dann nichts mehr gesagt. Der Matsch hatte sich immer mehr ausgedehnt und war intensiver dabei geworden, so daß das alte Semester gelegentlich wieder eine Rede herauskugelte, indem er bei einer Begegnung von der Bemerkung ausging: „Mon cher, es wird bald kompromittierend für die Familie, wenn Sie noch länger warten. Ich könnte Sie meiner Dienste nicht versichert halten.“

Nun wurde es Philipp doch zu dumm. Man rückte ihm ja förmlich auf den Leib. Er wollte sich die ganze Sache aus dem Kopfe schlagen. Aber er wurde ein gewisses Verantwortungsgefühl doch nicht los. Er war zu schwer und schwerfällig dazu, einfach so etwas abzuschütteln.

Dann war ihm Quise wieder begegnet. Sie war offen auf ihn zugegangen.

„Man sieht Sie ja gar nicht mehr, Herr Kaiser.“

Er entschuldigte sich mit Arbeitsüberhäufung.

Sie sah wirklich sehr nett und adrett aus. Ein braunes Samtkleid, ein weißes Filzhütchen — und der werdende Frühling, der seinen Widerschein auf ihr Gesicht warf.

„Erinnern Sie sich noch daran, wie Sie Mephisto waren bei Hofrat Krügers?“

„Und Sie Königin der Nacht!“

„Sie erinnern sich! Wir hatten es zusammen ausgemacht. Es war doch sehr nett gewesen. Ich habe mich selten so gut amüsiert. Den ganzen Winter nicht wieder so. Ich denke immer in diesen Abend.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tiermärchen von Karl Swals.

(Autorisierte Uebersetzung von Hermann Kih.)

Der Winter kam und bergig, und er war strenger, als er seit vielen, vielen Jahren gewesen war.

Jedes Wasserloch war bis auf den Grund gefroren. Der reizendsten Bach im Walde hatte das Eis gebunden und gebändigt. Und es bedeckte das Meer, soweit das Auge sehen konnte. Der Schnee kam, aber erst nachdem der Frost alles Leben, das er fand, totgebissen hatte. Und der Schnee stürzte herab, Stunde auf Stunde, Tag auf Tag. Der Sturm segte ihn zu großen Schneewehen zusammen, die Weg und Pfad bedeckten. Die Bäume trachten von der Wurzel bis zum Gipfel, und die, die innen hohl waren, zerbrachen und stürzten auf die Erde.

Der Förstler, der in einem Tale lag, war fast ganz von Schnee bedeckt. Man mußte durch das Fohstor einen Ausgang in den Schnee graben. Der Schlitten wurde hervorgezogen mit den Schellen und dem rot und weißen Neh und den Federbüschen für die Pferde. Das war hübsch und amüsiert für die, die Zeit hatten, sich an der Herrlichkeit zu erfreuen. Aber für die, die zu arbeiten hatten, war es eine schwere Zeit, und viele litten Not in jenem Winter.

So auch der alte Fuchs.

Er war in seiner Höhle natürlich gleichfalls eingeschneit. Und er konnte sich nicht offenkundig einen Ausgang graben, wie der Förster und die Bauern. Er nahm sich gehörig in acht seit der Geschichte mit den Hühnern und dem erschossenen Dachshund. Denn der Förster war sehr zornig auf ihn. Seit jener mißglückten Jagd hatte er immer wieder an den Fuchs denken müssen.

Spät und früh durchstreifte er den Wald; gefunden hatte er ihn zwar noch nicht, aber es hatte nicht viel daran gefehlt. Und der Fuchs sagte sich manchmal, daß er auf die Dauer unmöglich entweichen könne.

Wenn er den Schnee einfach von dem Eingang zur Höhle beiseite geschaukelt hätte, so wäre der Förster ja bald auf der rechten Spur gewesen. Allerdings hatte er sich nicht im Walde sehen lassen, seitdem der viele Schnee gefallen war. Aber niemand konnte wissen, wann er kam.

Da grub sich der Fuchs einen langen Gang unterm Schnee, ringsum den Hügel entlang, und legte ein winziges Loch so weit wie möglich von dem richtigen Eingang an, an einer Stelle, die ganz unschuldig aussah. Das Unangenehme war nur, daß die Schneedecke manchmal einstürzte und das Ganze absperrte, so daß der Fuchs die Arbeit von neuem machen mußte. Das tat er denn auch. Aber er nieste geradezu infolge all des Schnees und trippelte mit den Pfoten in der Wasserpflühe herum, die sich unter ihm bildete, wo der Frost nicht mehr hinabdringen konnte. Und er wünschte sehnlichst, daß es bald wieder menschliches Wetter werden möchte.

War es aber schwierig, den Eingang zur Höhle zu bergen, so bereitete der Schnee in anderer Hinsicht noch viel mehr Verdruß.

Denn überall, wo der alte Fuchs auftrat, blieb seine Spur im Schnee stehen und wurde hart in dem klaren Frost, als wäre sie in Stein ausgehauen. Und jeder Bauernjunge konnte diese Spur erkennen; wie hätte sie da dem alten Förster entgehen sollen? Wenn er eines Tages in den Wald kam in seinen Pelztiefeln und mit der garstigen langen Wäsche, die immer über seiner Schulter hing, dann würde sich ihm ein artiger Anblick darbieten. Er würde die Spur des Hasen sehen — und dahinter die des Fuchses. Er würde denken: nun hat der verfluchte Fuchs wieder einen von meinen Hasen gefressen. Aber er würde ganz verfehrt denken. Denn der Fuchs hatte die Spur zwar verfolgt, aber den Hasen nicht gefunden. Gott möchte wissen, wo er war. Wahrscheinlich sah er erfroren in einem Graben. Oder vielleicht war er aufs Eis gerannt, in der Hoffnung, in wärmeren Gegenden zu kommen, und war dabei von den Strandjägern erschossen worden, die dort Tag und Nacht Wildenten niederfallen.

Der Förster würde auch sehen, wie hier und da am Fuße der großen Buchen Schnee beiseite gescharrt war. Die Spuren des Fuchses führten dahin, so daß kein Zweifel daran sein konnte, daß er es getan hatte. Der Förster würde denken: es geht dem alten Schlingel schlecht, weil er hier liegen und warten muß, bis die Maus aus ihrem Loch heraufkommt. Na, ich gönne ihm die Maus, denn sie ist auch ein Vandal. Mag er nur so viele fressen, wie er kann und braucht, um am Leben zu bleiben, bis ich eines Tages komme und mich mit einem ordentlichen Schuß Fuchsschrot für den letzten Wubensreich bei ihm bedanke.

Aber der Förster würde sich auch diesmal irren. Denn der Fuchs hatte keine erwischt. Allerdings hatte er den Schnee beiseite gescharrt und dagelegen und gewartet. Er hatte sich hinter dem Stamm versteckt und alle die fuchsischen Künste angewandt, auf die er sich verstand. Aber es hatte nicht das geringste geholfen. Die Maus hatte gar nicht einmal daran gedacht, daß der Fuchs da oben liegen konnte und sie fressen wollte, wenn sie sich hervorwagte. Warum in aller Welt sollte sie ihr warmes Loch verlassen? Sie hatte ja da unten ihre guten Vorräte und fraß und schlief seelenvergnügt und ließ den Winter oben durch den Wald toben.

Die Sache war ganz einfach die: der Fuchs war nahe daran, Hungers zu sterben. In den letzten acht Tagen hatte er sich von

ein paar garstigen, sauren Schlehenbeeren genährt und sich oben drein das Maul gehörig verlegt, um sie zu erreichen. So konnte es unmöglich weitergehen. Er war so erschlaft, daß es greulich anzusehen war. Er sehnte sich voll Bier nach einem Huhn, einem Hasen, einer Maus — oder bloß einer magern kleinen Nachtigall. Aber nichts, nichts war da. Und der weiße Schnee lag so dick und fest auf der Erde. Die Sonne schien zwar hin und wieder ein wenig, aber nur, um die Leute zum Narren zu halten. Des Nachts blinkten die kalten Sterne. Es war unerträglich.

Nacht für Nacht schlief der Fuchs zum Waldesrausch, wo er von dem Hügel aus den Forsthof sehen konnte und erlebte viele qualvolle Stunden.

Er mußte immer wieder an die siebenundzwanzig Hühner denken, denen er damals den Hals durchgebissen hatte, um den Förster zu ärgern. Weil er keinen Hunger gehabt, hatte er keinen Bissen gegessen, kein einziges der Hühner mitgeschleppt, sondern aus purem Haß und Rachegier gemordet. Wie hatte er so unüberlegt handeln können! Hätte er die Hühner damals verschont, so hätte er jetzt hinschleichen können, um sich eins zu holen. Gewiß, er hätte sein Leben dabei aufs Spiel gesetzt. Aber warum sollte er das nicht, statt mit kalten Füßen im Walde umherzulaufen und zu verhungern? Er hätte sich ein Huhn heute holen können und eins morgen. Oder vielleicht wäre es vernünftiger gewesen, immer einen Tag zu überspringen, denn an dem Tag nach einem Raube pakteten die Leute in der Försterei ja besonders auf. Mit Flug wollte er schon fertig werden. Dem konnte er auch das andere Hinterbein durchbeißen, wenn er es nicht anders haben wollte. Uebrigens würde Flug wohl schlafen. Und er konnte ja bald wieder hören noch sehen.

Der Fuchs leckte sich das Maul vor Hunger. Das waren nichts als Träume und Phantasien. Es waren keine Hühner mehr in der Försterei. Er selbst hatte sie alle ohne Sinn und Zweck totgebissen. Und der Förster hatte geschworen, daß er erst wieder Federwild auf seinem Hof haben wollte, wenn der alte Fuchs erschossen wäre. Sonst füttere man ihn ja geradezu.

Da vergaß der Fuchs in seiner Wut alle Vorsicht. Er bellte laut und lange, so daß es über das Land hin schallte; und dann rannte er wie besessen nach Hause. Der Förster erwachte in seinem Bett. Er lachte, als er es hörte.

„Goho, du alter heimtückischer Fuchs“, sagte er. „Nun leidest Du wohl Not. Aber warje nurl!“

(Schluß folgt.)

Kopenhagen, die grüne Stadt am Meer.

Kopenhagen, August 1910.

Wir stehen auf dem „Runden Turm“ — es ist um die Mittagszeit. Warme Sonne spielt um Nahes und Fernes, und keine Wolke trübt das Blau des Himmels. Was in tausend Farben und doch einheitlich unter uns leuchtet, was raucht und lärmt, schwagt und lacht, — das ist Kopenhagen. Grüne und rote Dächer und wieder grüne Kuppeln, Schloßgärten mit Musikpavillons und wirklichen Denkmälern, verwitterte Kirchen, die beschämt werden von modernen Prachtbauten, — das ist Kopenhagen. Aber auch Fischgeruch und breitbauchige Fähren, Lustjachten und eine Unmenge von Badeanstalten, englischer Sport und Pariser Grazie, das Ganze demokratischer verteilt als sonst in Europa, — das ist Kopenhagen. Es ist dasselbe wie Dänemark.

Der breite schimmernde Streifen dort im Osten ist der Sund. Was hinter ihm kommt, ist Schweden. Kopenhagen selbst liegt nicht am Sund. Sein vortrefflicher natürlicher Hafen wird durch den Kallebodstrand gebildet, einen schmalen tiefen Sundarm, der zugleich die Insel Amager von der Stadt trennt. Doch vermag man die beiden kaum noch auseinanderzuhalten. Geringer erhebt sich weiter nördlich scharf die kleine künstliche Insel Nibelsgrund vom Sundspiegel ab. Sie ist besetzt und bildet für die nördlich einkommenden Schiffe das wichtigste Leuchtfeuer. Jener mächtige Speicherkomplex im Norden der Zitadelle gehört zu dem neuen Freihafen, der vor 15 Jahren angelegt wurde. Die Kopenhagener Ein- und Ausfuhr beträgt mehr als die Hälfte der Ein- und Ausfuhr von ganz Dänemark. Hauptausfuhrartikel sind Butter, Eier, Fleisch und lebendes Vieh. Allein an Butter werden jährlich für 150 Millionen Kronen ausgeführt. Langhin, von Sund bis mitten ins Herz der Stadt, nach Kongens Nytorp (Königsneumarkt), zieht sich der Hafen. Die Riesen des Hamburger Hafens sind hier unbekannt. Immerhin verkehren an 10 000 Dampfschiffe hier im Jahr. Auch hat Kopenhagen einen Segelschiffverkehr von seltenem Umfange (im Jahre 1908 mehr als 8000).

Wie das Auge noch einmal am Hafen entlang streicht, bleibt es an einem langen gründerbedeckten Gebäude hängen, mit zahlreichen Dachgiebeln an den Seiten, mit einem grünen Turme, dessen Spitze vier Drachenleiber bilden, die ineinander verschlungen sind. Dieses Gebäude, die Börse, ist typisch für Kopenhagen. Wir kennen seinen Stil nur aus der Blütezeit niederländischen Bürgertums.

Wer sich in die Linien dieser Fassaden vertieft, hat mehr von dänischer Kultur erfasst, als wer die glatten Ideale der Klassizisten Thorwaldsen betrachtet — die unter der grünen Kuppel rechts von der Börse, in dem aus einem früheren Marstall ohne Frage genial hergerichteten Thorwaldsen-Museum aufgestellt sind. Das führt uns auf die weitberühmte Frauentorke mit der bekannten Christus-Figur Thorwaldsens und seinen zwölf Aposteln. Es ist die schlichte Kirche, die hier gleich südlich von unserem Turm neben der Universtität liegt. Wer in und aus dem Kräftestrom unserer Zeit lebt, dem werden diese, bei aller Formlichkeit doch seelenarmen Figuren wenig sagen. Wer Plastik in Kopenhagen kennen lernen will — und es ist hier etwas kennen zu lernen, was keine andere europäische Stadt bietet, — der gehe in die neue Karlsberg-Glyptothek. Sie ist von unserm Turm aus etwas schwer zu finden. Diese nicht sehr breite Hauptstraße zunächst, die von Kongens Nytorp mitten die Stadt durchschneidet, endet auf dem Rathausplatz. Das Rathaus ist jenes schöne Renaissance-Bauwerk mit der großen Freitreppe und dem über 100 Meter hohen kupfergedeckten Turm, von dem aus alle Viertelstunde das schöne Glodenspiel erklingt. Neben dem Rathaus liegt Tivoli, der weltbekannte Vergnügungspark Kopenhagens. Und hinter dem Tivoligarten sieht das Auge die Glyptothek sich erheben — eine gläserne Kuppel in der Mitte, umrahmt von den leuchtenden Farben eines üppigen Gartens.

Diese Glyptothek ist, was Aufstellung und Verteilung der Kunstwerke anbetrifft, unstreitig die schönste der Welt. Einzig das Glas- und Eisendach in der Mitte erinnert zu sehr an Palmenhäuser und Kristallpalast, steht zu dem Marmor der Plastiken in einem zu grellen Kontrast, — sonst aber ist hier ein Problem, das alle großen Städte bedrückt, auf vorbildliche Art gelöst. Freilich war dies nur mit Hilfe eines verschwenderisch freigebigen Kopenhagener Bürgers möglich. Herr C. Jacobsen hat sich in dieser Kunsthalle ein dauerndes Denkmal gesetzt. Vor dem Gebäude begrüßen uns Rodins „Bürger von Calais“, im Garten hoch denselben Meisters „Benjéur“ (Denker). In den Nischen der Fassade, wo bei uns die Klassiker und Klassizisten stehen, fehlt Meunier nicht. Und das Innere übervollt mit seinen Schätzen auch den verwöhntesten Museumsbesucher. Sindings „Barbarentweib“, seine „Gefangene Mutter, die ihr Kind säugt“, die fast populär berühmten „Zwei Menschen“, die „Anbetung“, die „Älteste ihres Geschlechts“, die „Walfüre im Binde“, — von Meunier und Mercié, von Chapu und Klingers charakteristische Originale, — und wer im Vergleich zu Thorwaldsens Formalismus ein Stück moderner seelisch vertiefter Kirchenplastik sehen will, achte auf Rodins „Johannes“, eine Pierde der ganzen Sammlung. Hinter dem Richtighof stößt man auf die alte Glyptothek. Anstatt einer unfruchtbareren Durchwanderung des Ganzen, sollte man wenigstens einen Saal sich genau ansehen. Obwohl erst 20 Jahre alt, ist diese Antikensammlung eine der reichhaltigsten von ganz Europa, in römischen Porträtstatuen und — Wüsten kann keine andere mit ihr wetteifern. Man vergleiche das Nilpferd mit den modernsten Tierarbeiten eines Saul etwa, um vor den alten Meistern einmal wieder Respekt zu bekommen.

Das Glodenspiel vom Rathaus schlägt 12 Uhr. Die Körreboldgade herunter kommt eine Kompanie graugeliederter Infanteristen. Mit Musik — das Programm des dänischen Großblocks, in dem auch Abschaffung der Militärmusik auf den Straßen gefordert wurde, ist bekanntlich nicht Wirklichkeit geworden. Das imposante, freiliegende Gebäude, vor dem jetzt die Graujacken vorbeimarschieren, bedarf noch eines Wortes. Es ist die Kopenhagener Kunsthalles. Sie enthält ein paar wertvolle Niederländer, hat sich aber im übrigen leider zu sehr auf das Nationale beschränkt. In den Anlagen vor ihr am Stadtgraben sah J. P. Jacobsen stundenlang und angele — Dänemarks größter Dichter; am Schluß seines Lebens schrieb er: „Nicht übers Land — das ist's, was wir gevollt.“

Wer noch eine Stunde ergattern kann, besuche übrigens ja das Kunst-Industrie-Museum. Es liegt gleich neben der Glyptothek. Wir finden hier die Ergebnisse der berühmten Kopenhagener Porzellanmanufaktur in fast lückenloser Vollständigkeit. Man weiß, daß die künstlerische Richtung dieser Manufaktur durchaus modern ist. Aber auch in der Farbenbehandlung können weder die Berliner noch die Meißener Fabriken mit ihr konkurrieren.

Ehe wir den Turm verlassen, werfen wir noch einen Blick auf das Ganze. Weder streng altertümlich wie Nürnberg noch streng modern wie Düsseldorf, bietet die Stadt ein Bild von unerkennbarer Eigenheit, das nicht zuletzt in dem harmonischen Bei- und Zueinander von See, Stadt und Baumanlagen beruht. Denn nicht nur der Sund macht die Nähe des Meeres geltend. Nach Westen hin braucht das Auge nur einige Meilen weit zu schweifen, um den Skattegat-Arm zu erspähen, der bei Roskilde ins Land stößt. Und der Meerbusen von Njöö, über den in diesen Tagen gerade die dänischen Flieger ihre ersten Versuche machen, ist fast noch näher. Noch gar nicht aber erwähnten wir die Gärten und Parks die Schloßer und Seen, die das Stadtbild überall angenehm unterbrechen und die Umgebung Kopenhagens nach Norden hin zu einem meilenlangen Ausflugsgebiet machen. Um von den breiten Boulevards im Westen und von den berühmten Strandpromenaden der „Langelinie“ im Osten abzugehen, so ist zunächst jener mächtige ausgebrannte Ruinenkomplex neben der grünen Thorwaldsen-Kuppel, das im Jahre 1884 durch Brand zerstörte Schloß Kristiansborg. Es gewährt besonders des Abends einen unheimlichen Anblick. Erst in diesem Jahre hat man mit den Renovierungsarbeiten

Kleines Feuilleton.

Volkswirtschaft.

Stand und Zukunft des Weizenbaues. Der Anteil, den die einzelnen Kulturländer der Erde dem Anbau des wichtigsten Getreides, des Weizens, an ihrer gesamten Bodenvirtschaft zugestehen oder einräumen können, ist sehr verschieden. Es dürfte wenig bekannt sein, daß verhältnismäßig den größten Weizenanteil von allen Ländern in Europa Italien besitzt, wo 16,5 Proz. des gesamten Bodens mit Weizen bestellt sind. An zweiter Stelle steht Rumänien mit 14,5 Proz., an dritter Frankreich mit 12,9 und an vierter Ungarn mit 11,2 Proz. Alle anderen europäischen Staaten bleiben mehr oder weniger weit hinter diesen Ziffern zurück. Am besten sehen weiterhin noch Bulgarien mit 8,4, Serbien mit 7,5 und auch, was gewiß erstaunlich ist, Spanien mit 7,3 Proz. Belgien hat nur den zwanzigsten Teil seines Bodens mit Weizen bestellt, Deutschland, das europäische Rußland, Oesterreich und England nur ungefähr den dreißigsten Teil, Holland und Dänemark gar nur den fünfzigsten bis hundertsten Teil. Vergleicht man mit diesen Ziffern die entsprechenden Angaben für wichtige außereuropäische Länder der gemäßigten Zone, so erfahren wir, daß in Britisch-Indien kaum ein Zwanzigstel des Bodens auf Weizenbau verwandt wird, in Argentinien mit seiner ungeheuren Getreideausfuhr doch nur ein knappes Fünfzigstel der allerdings außerordentlich großen Fläche des Landes, in dem vorzugsweise reisessenden Japan sogar nur 1,2 Proz. Der Durchschnitt der Weizenbestellung beläuft sich für die Gesamtheit der genannten Länder auf nahezu 6,4 Proz. Allerdings gibt diese Liste keinen ausreichenden Begriff von der Getreideproduktion der einzelnen Gebiete, wie schon das Beispiel von Argentinien zeigt. Abgesehen von der Größe des Landes kommt noch die Höhe des Ertrages in Betracht. Dieser ist beispielsweise für Deutschland um ein Siebentel geringer als in England und dafür fast um ein Drittel größer als in Frankreich. Blickt man auf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte zurück, so ergibt sich für manche Länder eine außerordentliche Steigerung des Weizenbaues. Ungarn zum Beispiel hat jetzt eine fast um ein Drittel größere Fläche mit Weizen bestellt als vor 25 Jahren. Im europäischen Rußland beträgt die Steigerung sogar mehr als ein Drittel seit nur fünfzehn Jahren. Ebenso ist die Zunahme in Rumänien, geringer in Bulgarien und Serbien. Der Weizen-ertrag hat auf der Flächeneinheit in Deutschland während der letzten zehn Jahre so stark zugenommen wie in keinem anderen Lande der Erde, nämlich um mehr als das Doppelte im Vergleich zu Oesterreich, Frankreich und England. Diese interessanten und wichtigen Angaben hat Professor Carleton in der Wochenchrift „Science“ veröffentlicht und benutzt sie zur Beantwortung der Frage, ob die Weizenproduktion auch in Zukunft für die Menschheit noch ausreichen wird. Er kommt dabei zu dem Schluß, daß auf der ganzen Erde im Jahre 1950 rund 2,7 Milliarden Zentner Weizen gebaut werden können, das heißt ungefähr eine Milliarde mehr als heute; dieser Ertrag würde mehr als genügend für die bis dahin zu erwartende Zunahme der Erdbevölkerung sein. An der Steigerung des Weizenbaues werden voraussichtlich namentlich Kanada, die Vereinigten Staaten und Argentinien und von europäischen Ländern vorzugsweise Rußland beteiligt sein.

Meteorologisches.

— **Die Höhe der Dämmerungsfarben.** Es ist nicht ganz leicht zu bestimmen, in welcher Höhe die Vorgänge stattfinden, die zu der Erscheinung der herrlichen Farben vor Aufgang und nach Untergang der Sonne führen. Wo eine besonders klare Luft herrscht, kann man den Schatten der Erde fast unmittelbar nach dem Untergang der Sonne am östlichen Himmel erscheinen sehen. Sein oberer Rand bewegt sich erst langsam, dann schneller aufwärts. Wenn er den Zenit erreicht hat, scheint sein Fortschritt ungefähr einen Himmelsgrad in der Sekunde zu betragen. Dr. Caron, der von London aus die mit der Dämmerung verbundenen Erscheinungen seit Monaten sorgfältig beobachtet und darüber im Jahrbuch der Pariser Meteorologischen Gesellschaft berichtet hat, gibt für den Weg des Erdschattens von dem Augenblick, in dem die Mitte der Sonnenscheibe unter den Horizont taucht, bis zur Erreichung des Zenits 30 Minuten an. Wenn der Erdschatten den Zenit überschreitet, befindet sich der Mittelpunkt der Sonnenscheibe etwas mehr als 5 Grad unter dem Horizont. Diese Ziffern schwanken selbstverständlich um einiges mit den Jahreszeiten und auch mit den Witterungsverhältnissen. Von diesen Grundlagen ausgehend, kann man die Höhe der Dämmerungsfarben leicht berechnen. Sie liegt zwischen 10 und 24 Kilometern, und 19 Kilometer scheint der mittlere Betrag zu sein. Diese Angaben stimmen mit den Befunden überein, die durch Beobachtungen vom Luftballon aus erbracht worden sind. Alle Erscheinungen nämlich, die an die Gegenwart von Staub oder Wollen aus Wasserdampf oder Eiskristallen gebunden sind, hören nämlich in ungefähr 15 Kilometern auf, und der Himmel muß dort ganz dunkel sein. Nur durch gewalttätige Ereignisse wie große Vulkanausbrüche gelangt Staub in sehr viel größere Höhe, bis zu 100 Kilometern und mehr, und dann treten auch ungewöhnliche Dämmerungsercheinungen auf, deren Dauer viel weiter in die Nacht hinein reicht. Ähnliche Dämmerungswunder sind nach den Ausbrüchen sowohl des Kratatau wie des Mont Pele beobachtet worden.

begonnen. Der weite Palast-Komplex nach der „Langelinie“ zu, rechts von der Rasmusstraße, ist Amalienborg, der Sitz des jetzigen Königs. Alt, kalt, düster und griesgrämig im Vergleich zu den bunten Farben des sonstigen Kopenhagen schaut die große, graue Reihe der Fenster drein. Kein grünes Blatt belebt den weiten, ausgepflasterten Schloßhof. Da ist Rosenborg ein anderer Bau, mitten im gleichnamigen Park fast versteckt liegend, mit prachtvollen Anlagen und malerischen Winkeln. Neben der Börse vielleicht Kopenhagens schönster Bau. Nicht nur das Innere, auch der Park mit der „Darensalle“ und der „Kavalierallee“ läßt überall Dänemarks Renaissance-Zeitalter vor dem Auge erstehen. Heute ist der Park zu Kopenhagens „Kinderstube“ geworden. Die Welschmuffel der Militärkapellen durchdringt ihn. Aber der stillen Eden birgt er zahlreiche noch wie vor. In einer steht Andersens Monument. In einer andern die entzückende „Echo“-Figur eines jüngeren dänischen Künstlers, die auch bei uns bekannt geworden ist.

Von Rosenborg-Park in die stillen Anlagen des Botanischen Gartens ist nur ein Schritt. An diesen wiederum schließt sich Derstedts Park mit köstlichem altem Baumbestand. Und so weiter. Bis zur Vorstadt Frederiksberg, die mit Schloß und Garten die Anlagen nach dieser Seite Kopenhagens abschließt. Hier befindet sich übrigens auch die große Ny-Karlsberg-Brauerei von Kopenhagen. Zwischen ihr und der Ny-Karlsberg-Glyptothek besteht übrigens eine engere Beziehung als die bloße der Namensähnlichkeit. Jener Herr Jacobsen, der die Glyptothek stiftete, war hier draußen Bierbrauereibesitzer.

Wir verlassen den Turm und pendeln ein wenig durch die belebten Straßen. Auf gut deutsche Art Mittag essen können wir schwerlich. Vor 2 Uhr können wir nichts Gescheites bekommen. Das Straßenbild von Kopenhagen ist mehr französisch als deutsch. Solche Frauenkleider sieht man weder in München noch in Hamburg. Aber solche gesunde und gut trainierte Gestalten nur noch in Schweden und Finnland.

Da es ziemlich heiß ist, machen wir in einem Rote-Grüße-Keller Rast. Rote Grüße ist Kopenhagener Spezialität. Der gewiegteste deutsche Koch kann sich in ihrer Zubereitung nicht mit dem einfachsten Rote-Grüße-Keller Kopenhagens messen. Rote Grüße mit Milch und Mandeln. Wenn der deutsche Tourist kein einziges dänisches Wort mit nach Hause bringt, dieses sicher: Kød Grød med Fløde.

Wieder fällt uns die Unmenge der Radfahrer auf und der Radlerinnen, die nicht nur wie bei uns von und zum Geschäft, sondern die aus reinem sportlichen Vergnügen fahren. Ohne Hut, nur mit einem Schleier um das Haar, in graziosester Haltung, so radelt auch die elegante Damentwelt Kopenhagens die Boulevards entlang und den Strandweg, nach Klampenborg, nach Odstrup, nach Lyngby und wie die bequem zu erreichenden Ausflugsorte der Umgegend heißen. Selbstverständlich hat diese Sportbewegung auf die Industrie und die soziale Struktur Dänemarks ihren bestimmten Einfluß. Tausende Leben von der Fahrrad- und Pneumatik-Industrie, Kleidung und Schuhwerk richten sich danach.

Nach Mittag fahren wir mit der Elektrischen nach Klampenborg hinaus. Am Hauptbahnhof und an der Redaktion des „Socialdemokraten“ vorbei — Volkshaus liegt auch nicht weit vom Bahnhof, die Zentrale der Partei hingegen ziemlich abgelegen im Westen — führt die Bahn durch ausgedehnte Vororte hindurch. Nach einer halben Stunde Fahrt haben wir in großem Wogen die Stadt umfahren — überall erinnern die kleinen lorbäumwachsenen Einfamilienhäuser an England und englischen Stil — und am Strandweg den Sund wieder erreicht. Ein unbeschreiblich schönes Bild begleitet uns nun die ganze Küstenfahrt entlang, bis Helsingör hinaus. Am Ufer des Sunds ein Landhaus neben dem andern. Ein Garten noch wohlgepflegter als der andere. Nach dem Binnenlande zu bald fruchtbarer Acker, bald alter, dichter Buchenwald. Dann Weiden, auf dem Riesenherden von Milchvieh lagern. Und über dem allen jene klare nordische Seeluft, die alles Hinterste näher, alles Schöne schöner macht. Aber was rechtshin hinter den Gärten sich dehnt, überstrift das alles. In majestätischer Breite, bald grün, bald blau, je nach dem Wetter, zuweilen auch schwarz, dehnt sich der Sund. Er ist kein Fluß. Nur Seedampfer wagen sich auf ihn hinaus. Und die größten Viermaster durchkreuzen ihn. Aber er ist auch wieder keine See — als ob man in Curhaven oder in Neufahrwasser auf der Mole steht. Vielmehr wird er — bei klarem Wetter zum Greifen deutlich — drüben abgegrenzt durch schwedisches Land. Das nimmt ihn das Unsichere und Unbefriedigende das man hat, wenn man am Ufer des Meeres steht. Das macht ihn uns vertrauter, weil überschaubar.

Die Fahrt geht durch Hellerup und Charlottenlund. Hinter Skoshoved liegt eine Prachtvilla, die aber kaum zu sehen ist vor Mauern und Lören. Sie gehört der russischen Zarenfamilie und ist durch einen unter der Straße hergehenden Tunnel mit dem Strand verbunden. So furchtbar sind manche Menschen. Dann kommt Klampenborg. Aber wir müssen abrechen. Die Kilometerlangen, gepflegten Wälder, den Tierpark, die Eremitage, die Waldweiden mit den untergepflegten Durchblicken auf die See, weiterhin Skodsborg und Hillerød und ganz oben Helsingör mit Hamlets Grab und Daniels Schloß — wir wollen von Kopenhagen reden und nicht von Seeland. Jeder, der Kopenhagen sieht, wird und muß diesen Küstenstrich sehen. Wenn nicht Skodsborg, so Frederiksberg, wenn nicht Helsingör, so Naarball.